

171

(Nachdruck untersagt.)

Bei den Schneidemaschinen.

Roman von M. A. Šimáček.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Tschechischen.

Lena hatte für gar nichts Sinn; sie ging vor sich hin mit gesenktem Kopf, die Augen zu Boden gerichtet, die Hände zusammengeballt. Aus dem halbgeöffneten Munde kam der Athem hörbar hervor. Das Blut an der Stirn, unterhalb der Augen und auf den Wangen gerann, und eine blutige Strähne klebte an der Schläfenhaut.

Sie achtete nicht darauf, daß das Baumspalier bereits zurückgewichen war und jungem Holz platzgemacht hatte, daß sie sich inmitten des Gehölzes befand, das mäßig dichter wurde, bis es in Wald überging. Erst als es zu ihren Häupten dunkelte, hob sie den Kopf. Der Himmel war grau, schmutzige Wolken zogen darüber hin. Der Wind ging im Walde kaum merklich, bloß die Baumwipfel wiegten sich leise. Lena fühlte Befriedigung darüber, daß sie im Walde, daß sie mit ihren Gedanken allein war. Sie verließ den Weg und betrat den Wald. Sie fühlte Moos unter den Füßen, es war feucht und schlüpfrig. Sie strich so ohne Ziel hierhin und dorthin; wie lange, das wußte sie gar nicht; es fiel ihr auch gar nicht ein, die Zeit zu messen.

„Heut abends nimmst den Hammer und schlägst ihn todt,“ ging ihr beständig im Kopfe herum. Sie sah schon den schmutzigen, fettigen Stiel des Hammers, ihre rechte Hand öffnete sich bereits und schloß sich noch rascher, dann hob sie den Arm hoch und ließ ihn mit einem scharfen Hiebe nach unten die feuchte Luft durchschneiden. Die Zähne hatte sie in die Unterlippe verbissen, die Augen glänzten im Fieber. Dann sah sie deutlich, wie Wenzel unter den Schneidemaschinen auf den schmutzigen Fabrikboden fällt, wie die Arbeiter ihn entsetzt umringen, und wie sie selbst irgendwohin in die Finsternis rennt. Dabei schöpfte sie immer Luft, als ließe die Wuth, die an ihr rüttelte, plötzlich nach.

Bald jedoch stieg neuerdings die Wuth vom Grund der Seele auf, wie aufgerührter Schlamm, und finster ward es in ihrer Brust.

Indem sie durch den Wald irrte und an die Bäume anrannte, näherte sich Lena immer mehr dem Ort, der Zeuge ihrer Liebe war, und als sie, bis dorthin gelangt, die einsame Höhe erblickte und erkannte, wich sie fast erschrocken einen Schritt zurück. Wie öd sah's hier aus! —

Sie warf sich auf das feuchte gelbliche Moos und fuhr mit dem Gesicht darüber hin, als wollte sie sich abkühlen. Dann umfaßte sie den Baumstamm, schmiegte sich an ihn an und vergrub wieder ihr Gesicht ins Moos und lag dann eine Weile reglos. Hier erschien all das Unglück vor ihr, ein furchtbares Phantom; es breitete die Arme aus und quetschte dann ihren Kopf zusammen, so daß sie einen entsetzlichen Schmerz empfand und gröhnend in die Einsamkeit hineinrief: „Ich werde ihn tödten!“ Und sie schlug abermals mit der Hand in das feuchte Moos.

Dann preßte sie die flachen Hände gegen die Schläfen, bis die Fingerspitzen einander berührten, und starrte vor sich hin, als träte ihr eine gräßliche Vision entgegen.

„Es ist nicht anders möglich . . . 's ist nicht möglich!“ raunte sie und verdeckte ihre Augen. Dann plötzlich schnellte sie vom Boden auf und rief nachgerade wie im Wahnsinn: „Der Dieb, o, der Dieb!“

Und wieder rührte sie sich nicht. Vor Ermüdung und Ermattung fielen ihr die Augen zu, sie kreuzte die Hände unter dem Kopf. Bald schien es ihr, sie befände sich in der Fabrik und scharmire vor Wenzel in dem geschenkten Kleid, und gleich wieder war sie in seiner Wohnung und fühlte, wie er sie schlug und mit Füßen trat. Da sah sie ihn wieder neben Veruna sitzen, da stieg das Bild des todtten Kindes der Chvatalka im kleinen gelben Sarge vor ihr auf, und bald sah sie nichts mehr außer einem großen Hammer auf schmutzigem, blutüberströmtem Boden . . .

Die Wolken zogen hin, die Sonne, ein lichterer Fleck unter dunkleren, überschritt die Höhe und näherte sich dem Westen.

Lena lag da in einem Zustand, der halb Ohnmacht, halb Wachen war. Die Gedanken schwirren hin und wieder, wie

Vögel aus dem Nest herausflattern, das sie bald zu verlassen sich anshicken. Zuweilen stand sie auf, ging um den Baum, kühlte ihr Gesicht im Moos und kreuzte wieder die Arme unterm Kopf. Es gab Augenblicke, wo sie das Gefühl hatte, als sei sie im Wasser untergetaucht und hörte dumpfes Brausen; sie machte unwillkürlich Bewegungen mit den Armen und rücte, indem sie den Stamm ergriff, mit dem Kopf höher.

Von Zeit zu Zeit blinzte sie mit den Augen und murmelte vor sich hin: „Morgen wird's besser sein, morgen ist alles vorüber!“ Dann schloß sie die Augen und ballte die Hände und öffnete sie langsam wieder.

Sie fühlte nicht Hunger noch die Kühle, weder die Feuchtigkeit noch den Schmerz; wohl aber fühlte sie undeutlich, daß sie zerschunden nicht nach Hause darf, und daß sie nur noch einen Weg vor sich hat, den Weg zur Fabrik. „Wenn's doch schon Abend wäre,“ seufzte sie jedesmal auf, so oft sie, die Lider halb öffnend, zum Himmel emporblickte.

Endlich senkte sich die Dämmerung herab.

Lena erhob sich und richtete ordentlich ihr Kopfstuch, strich mit der Schürze über das Moos bis sie feucht wurde, und entfernte das Blut von ihrem Gesicht, so gut es eben ging. Alsdann querte sie durch den Wald, bis sie wieder das Unterholz erreichte.

Hier erst trat sie auf den Weg hinaus und beschleunigte ihren Schritt, denn es wurde schnell dunkel.

Die Fabriksfenster waren erleuchtet. Auf der Landstraße bewegten sich einzeln und gruppenweise Arbeiter in der Richtung des Stabissements. Lena stürmte im Lauffschritt dahin.

Doch je näher sie der Fabrik kam, desto heftiger pochte ihr Herz; eine namenlose Angst besiel sie, und ihr Vorfuß gerieth ins Schwanken. Es kam ihr vor, als ob sie den ganzen Tag im Wahnsinn gelegen wäre und jetzt erst zu klarem Bewußtsein gelangte.

Wie soll sie denn in der Werkstätte einen Hammer an sich nehmen, wie könnte sie damit in Gegenwart der Arbeiter Wenzel todt schlagen? Das ist ja undenkbar!

Und zu dieser Erkenntniß kommt sie erst jetzt? Mein Gott, hat sie denn geschlafen den ganzen Tag? . . .

Wie sie sich mit der Hand ins Gesicht fuhr, überzeugte sie sich, daß sie Hautabschürfungen und geschwollene Wangen davongetragen hat. Daß Wenzel sie maltrairt, war kein Traum; erst jetzt schmerzten sie Hände, Füße und Hüften.

Sie wiederholte sich immer wieder: „Ich werde ihn erschlagen!“ Aber daran knüpfte sie gleich den Gedanken: „Er weiß ja noch gar nicht, was mit mir los ist, er weiß nicht, daß ich in der Hoffnung bin. Erst wenn ich ihm's gesagt hab', darf ich ihn erschlagen.“

Zuweilen schien ihr, als ob eine Stimme ihr zuredete: „Darauf achte nicht, die Angst spricht aus Dir!“ Dann wieder kam sie zu dem Entschluß: „Gottes Wahrheit, nicht früher darf ich ihm den Garaus machen, bis ich weiß, wie er sich dazu stellt.“

Nach diesem Entschluß ward es ihr leichter ums Herz, als vermöchte denn doch noch ein Hoffnungstrahl, ein „Vielleicht“ in das Dunkel ihrer Seele einzudringen.

Ein letztes „Vielleicht“.

Ehe sie die Fabrik betrat, schob sie das Kopfstuch tief in die Stirn, um ihr verunstaltetes Gesicht zu verbergen. Die Rechte hielt sie ans Herz gepreßt, die Augen zu Boden gerichtet. Sie eilte, weil sie nicht einmal sehen wollte, was vorging. Die Hitze und Schwüle des Subraumes betäubten sie fast beim Eintreten, Schwindel erfaßte sie, und sie war einer Ohnmacht nahe. So schrecklich schwach und müde war sie; es war ja auch schon lange her, seit sie geschlafen und gegessen hatte. Im Kopf ging ihr immerfort das Brausen herum, und die Augenlider hoben sich nur schwer und langsam. So ganz plötzlich wurde sie hinsällig — im Wald hatte sie sich ja noch tapfer gehalten; jetzt erst merkte sie, daß ihr alles vor den Augen sauste. Nur ganz verschwommen sah sie die Umdrehung des Regulators der Treibmaschine, an der sie vorbeikam; bei den Filtern unterschied sie in dem dort wallenden Dampf nicht wie sonst die Gestalten der Arbeiter. Eine zentnerschwere Last drückte auf sie und schien sie zermalmen zu wollen. Die Ranten der Gegenstände flossen in dem matten Licht der Lampen in-

einander. Das Brodeln des heißen Saftes, das Geräusch des Dampfes, der Gang der Maschinen, das Rufen der Arbeiter — alles wirkte in der unworthelhaftesten Weise auf sie ein. Nur mit Mühe erreichte sie die Treppe, die zu der Estrade bei den Diffusoren führte. Sie mußte sich vorsichtshalber am Geländer festhalten. Die Wangen und der Hals brannten ihr und es war ihr, als sollte sie Stirn und Wangen an einem eisernen Gegenstand abfühlen. Als sie bei den Diffusoren vorbei zu den Schneidemaschinen ging, konnte sie nicht umhin, zu bemerken, daß sich verwunderte Blicke auf sie richteten; darum drückte sie sich an die Mauer, um so bald als möglich durchzuschlüpfen. Doch als sie einen Blick nach dem Fenster warf, wo Wenzel zu stehen pflegte, fuhr sie zusammen; Wenzel sprach mit dem Adjunkten, und sie hörte deutlich, wie er sagte:

„Mit der Berrückten ist's nimmer auszuhalten. Man müßt' förmlich mit ihr rausen, hier und daheim auch.“

„Gut, so kommt sie morgen in die Rübenkammer, es soll endlich mal Ruh' werden,“ meinte der Adjunkt.

„Sie könnt' schon heut hin,“ erlaubte sich Wenzel zu bemerken.

„Das geht nun mal nicht. Für die Kucharz ist auch eine andere da, da kann ich nicht zugeben, daß zwei Mädeln, die von der Arbeit nichts verstehen, oben sind.“

Lena war bis zu den Schneidemaschinen vorgeschritten und blieb mit gesenktem Kopf vor dem Adjunkten stehen.

„Du kommst morgen in die Rübenkammer,“ sagte er bündig zu ihr, machte Kehrt und entfernte sich.

Lena reagierte darauf mit keiner einzigen Geberde. Sie an den Handwagen anhaltend, faßte sie Wenzel scharf ins Auge und theilte ihm ohne Einleitung mit kaum hörbarer Stimme ihren Zustand mit.

Wenzel erblaßte, die schon zu einem Schimpf geöffneten Lippen schlossen sich fest aneinander. Er wendete jedoch gleich seinen Blick nach oben, zu den Schneidemaschinen, wies gebieterisch mit der Hand nach der Treppe und sagte barsch: „Marisch fort!“

Sie ging. Es kostete sie einige Anstrengung, die wenigen zur Estrade bei den Körben führenden Stufen hinaufzusteigen. Unter dem herabgezogenen Kopfstuch hervor schickte sie einen verschüchterten Blick aus und gewahrte erst jetzt Veruna. Es verschlug ihr den Athem; sie klammerte sich trampfhaft an den Korbrand an, sonst wäre sie umgefallen. So hielt sie sich mit dem Aufwand ihrer ganzen Kraft eine geraume Weile aufrecht; es war ihr, als schlugen über ihr Flammen zusammen; in ihren Pulsadern zwackte es. Das Mädeln von der Tagelohn, das bis zur Ablösung seitens Lena's bleiben mußte, zog ihre Schuhe und Oberkleider an und kam hervor. Da es merkte, daß Lena unwohl sein mochte, erbot es sich freundlich, heute die Nachtschicht für sie halten zu wollen.

„Nein, nein,“ wehrte Lena eifrig ab, „geh'n S' nur heim, 's ist schon vorüber.“ Sie nahm den Spaten, rückte die Sperrklappe von der Rinne der Schneidemaschine, die sie zu bedienen hatte, zurück und schob die Rübe in den Korb.

Einen Moment lang wagte sie Veruna anzusehen und gewahrte, daß das Mädeln sie mitleidig betrachtete, daß ihre Lippen sich bewegten, als wollte sie sprechen.

Nachschlag Lena die Augen nieder. Sie mochte um Gotteswillen nichts hören, sie erschrak bei dem Gedanken, daß Veruna die Schrammen auf ihrem Gesichte bemerkte und sie bedauern, daß sie am Ende den Verdacht hegen könnte, die Wunden rührten von Wenzel her, daß sie diesen vorwurfsvoll anschauen oder gar zur Rede stellen möchte. Scham und Wuth trieben ihr das aufgewühlte Blut in die Wangen.

Braucht sie denn Bedauern? Braucht sie denn namentlich Veruna's Mitgefühl? Vielleicht ist eher diese zu bedauern. Weil sie, Lena, nun ein Recht auf Wenzel hat. Weil sie sich für die empfangenen Wunden rächen, fürchtbar rächen, und ihr, Veruna, ihren geliebten Wenzel für immer entreißen wird.

Ob Wieta ihr wohl alles gesagt hatte? Ohne Zweifel war es geschehen, darum zeigte sie ja so viel Mitleid. Gewiß dachte sie bei sich: „Schau, Dich hat Wenzel kuxonirt und zu Schanden gebracht, aber heirathen wird er nur mich.“ Doch sie soll nicht frohlocken. Noch heute wird sie sehen, daß Lena sich nicht in einen Winkel verkriecht, daß sie für ihre Enttäuschung und ihre Schande mehr hat als Thränen; sie wird sehen, wie Lena sich für ihre Erniedrigung rächt, und wie sie es zu hindern weiß, daß ihr Kind einen Vater habe, der der Mann einer anderen ist. — Niemals!

Nur ein einziges Wort hat sie Wenzel zu sagen, dann wird sie handeln . . .

Und gerade befahl ihr Wenzel mit barscher Stimme, die Maschine ablaufen zu lassen. Sie erbebt . . . Es durchzuckte sie wie ein Blitz vom Scheitel bis zur Sohle . . . Nun wird sie ihm wieder die Messer reichen und bei der Gelegenheit noch einmal Vorstellungen machen, es wird ihr letztes Wort sein . . .

„Abstellen und runterkommen!“ kommandirte Wenzel.

Sie folgte und stellte sich neben ihm auf. Er bückte sich über die auf dem Boden liegenden Einlagen.

„Das Mädeln hast Dir statt meiner hergerufen, gelt?“ brachte sie leise durch die Zähne hervor. „Und Du willst sie heirathen . . .?“

„Gewiß, hast was dagegen?“

„Ich sag' ihr, Du darfst sie nicht heirathen, Du gehörst mir und meinem Kind.“

„Miserable Bagage . . . hüt' Dich!“ fuhr Wenzel auf.

„Wer kann mir's verwehren?“

(Schluß folgt.)

Sonntagsplauderei.

Wenn die deutsche Bourgeoisie stets eine so feste Konstitution anwiese, wie beim Feste feiern, es stände besser um sie! Merkwürdig, wie viel Begeisterung sie allezeit auf Lager hat. Deutschland, ein paradirendes Reich. Festlichkeit um Festlichkeit ist vorübergerauscht, und abermals erneuert sich der feierliche Pomp. Die Behörden und die Stadt Berlin rüsten sich bei uns, und wo es höfischen Glanz zu erhöhen gilt, kann die Künstlerchaft nicht zurückbleiben. Sie, für die so viel von höfischer Förderung abhängt. Da tritt denn also der akademische Senat mit einem schönrednerischen, hochtrabenden Anruf an die Öffentlichkeit. Es gilt, eine stolze Ausstellung zu Ehren des 22. März zu eröffnen.

Wenn Leute sich in „gehobener Stimmung“ befinden, so ist es begreiflich, daß sie über den Nachbar unwirksam werden, der ruhig beiseite steht und nicht mitthun will. Als unsere loyalen Stadtväter neulich unruhig wurden, da die Vertreter der Sozialdemokratie die einfache Erklärung abgaben, sie wollen der Säcularfeier fernbleiben, war das ein natürlicher Vorgang. Sie kriegten es mit der Entrüstung, die jedem braven und moralischen Mann wohl ansteht. Um so mehr mußte der Widerspruch überraschen, der darin lag, daß die ausgesinneten Stadtväter in so erhabener Gleichgültigkeit auf die sozialistische Erklärung herabsahen. „Ah bah! Euer Gerede! wer sich wohl darum scheert! Ihr erschüttert die Luft!“ Wie reich beweglich das Herz eines Stadtväters ist! Einmal verschönt ein überlegenes Lächeln das Gesicht des Erwählten, als wollte es sagen: Ihr armen Teufel könnt uns unsere Lust nicht vergällen. Im Nu aber verändert sich der Gesichtsausdruck, wie der eines geschickten Mimikers. Die Mienen verdüstern sich, drohende Falten werden auf der Stirne sichtbar und die heldenbaste Pose tritt in ihr Recht: „Wie lange noch, ihr Katilluarier, wollt ihr unsere Geduld mißbrauchen?!“ Wehe aber dem, der sich die schüchternen Bemerkung erlaubte, alle Begeisterung hat ein Maß. Begeisterung ist einem Elementaranbruch gleich. Nur in tiefen Wehestunden wird sie geboren. Und wie selten sind diese Wehestunden im Leben der reichsten Menschen, wie der reichsten Völker. Die Entrüstung ist eben so wohlfeil, wie ein Enthusiasmus, der sich mit uniformem Schauptomp ausgiebt.

Man ist in deutschen Landen überhaupt mit jeglicher Art von Entrüstung so gern bei der Hand. Als litte das Geschlecht an altjünglicher Empfindsamkeit. Graf Limburg-Stürum hat jüngst im Abgeordnetenhaus um die schöne altpreussische Tradition gekammert, die angeblich im Prozeß Lausch einen schweren Stoß erlitten habe. Das kann man einem hochkonservativen Gemüth gern glauben. Graf Limburg-Stürum konnte ferner seine Verwunderung darüber nicht unterdrücken, wie leicht es heutzutage einem gemeinen Zeitungsschreiber werde, bis ins Allerheiligste der Ministerien vorzudringen. Welche Welt, welche verkehrte Welt. Graf Limburg-Stürum wurde ganz elegisch bei dem Gedanken. Solch verdammter Zeitungsschreiber müßte es als ganz besondere Ehre, fast wie eine Ordensauszeichnung einschätzen, im Ministerium empfangen zu werden. Da hat aber der Herr Graf etwas Schönes angepöflet. Auch die Zeitungsschreiber können sich entrüsten. Ja wohl, besonders die vom liberalen Lager. Graf Limburg-Stürum mußte sich schon den Wind um seinen hochadligen Kopf fassen lassen. Und welche Belehrungen mußte er empfangen, besonders in den Leitartikeln der „Vossischen Zeitung“. Ein Zeitungsschreiber kann sich ganz tüchtig in die Höhe reden, wenn er will. Das war das geringste, daß man dem Grafen Limburg-Stürum vorhielt: Ein Zeitungsschreiber könne allemal einen brauchbaren Durchschnitts-Minister abgeben, ob aus dem Minister ein guter Journalist würde, sei noch sehr die Frage. In Frankreich und den umliegenden Provinzen läme derlei alle Tage vor, und die Welt ginge darum nicht zu grunde.

Donnerwetter! Das wird dem altpreussischen Gräflein wacker imponirt haben. Wohl wäre es besser, wenn dies edle Werth-

bewußtsein sich an anderen Stellen kräftiger regte, als daß es vor einem Manne Nad schläge, der nicht anders kann, als er gesprochen hat. Er giebt sich offen genug. Ihn wird man nicht umstimmen und nicht befehlen. Wenn man mit Pfauenwürde vor ihm einherstolzirt, wird man um keinen Zoll in seiner Achtung steigen. Wozu also die kokette Schöne spielen? Heutzutage gewinnt man damit nicht einmal mehr den Beifall naiver Abonnenten. Altpreussischen Männern ringt man nur dann Respekt ab, wenn man seine Macht braucht. Prahl nicht mit ihr, sondern braucht die Macht, soweit ihr es könnt! Wer freilich gar so leicht empfindlich und rasch gekränkt ist, um dessen Machtbewußtsein wird es nicht zum besten stehen.

Mitunter nimmt das Treiben der Leute, die sich in Entrüstung empören, ganz spazhaste Formen an. Besonders drastisch in ihrer Lebhaftigkeit sind die agrarischen Herren, wenn sie Berlin eines Besuches würdigen und mit den Augen, die die Großstadt haßen, zugleich lüstern nach ihren Vergnüglichkeiten schielen. In ein großes Lokal der Friedrichstadt, in dem echtes Bier verzapft wird, traten dieser Tage zwei behäbige Herren vom Lande, die es sich ganz gut geschehen ließen, trotzdem aber ihrer cholertischen Gemüthsart freien Lauf ließen. Sie polterten, was das übervolle Herz nur mochte. Sie polterten über die Menschenfülle, die sie um sich sahen; sie polterten über die kleinen Erlebnisse auf dem Berliner Pflaster; und wie es so zu geschehen pflegt, sie verallgemeinerten alles ins ungemessene, selbst das Austreten der geschminkten Dämchen, die durch die Friedrichstraße trippeln. Wie genüßgierig sich die Menge durch die Pforten des Viertempels drängt.

Die Berlinische Genußgier, die machte sie vollends gallig. Der eine wußte erbauliche Geschichten davon zu erzählen, wie hier das Volk lebt. Er hatte sich gemein gemacht, — des Studiums halber natürlich — und war in einem gewöhnlichen Vorstadtlokal, wie er sich ausdrückte, auf einen öffentlichen Maskenball gerathen. Es wird wohl schwerlich jemand merkwürdige Dinge von solchem Maskenvergnügen gehört haben. Aber der leidenschaftliche Haß sieht ganz besondere Sachen, und so verwandelte sich das kümmerliche Berlinische Karnevalsvergnügen in ein Prunkfest voll Glanz und Jubel, in eine verschwenderische Orgie. Man mußte nur diese Kostümpracht ansehen, diesen Laumel, meinte der Fremdling! Du meine Güte! Wer kennt den geborgten Füttertram nicht, den junge Leute aus den Leibanstalten holen, um sich für ein paar flüchtige Stunden daran zu ergötzen. Aber der Mann aus der Provinz malte das mit einer Rubens'schen Farbenphantasie; und er luischte förmlich mit den Zähnen vor Wuth über das üppige Gesindel. Und wer waren der Mehrzahl nach die Ballgäste? „Rüchendrager, Ladenschwengel, halbwichlige Arbeiter.“ Und das Bier gossen sie nur so hinunter. Schtes noch dazu! jammerte der fremde Herr. „Es war einfach ein Skandal. Und so leben sie, so leben sie, so leben sie alle Tage! Dann klagten sie über die Noth und seufzten und stöhnten, diese kleinen Leute.“ Hernach aber kam der vielbeliebte Triumph und die Stimme des strengen Sittenrichters klang schneidig und scharf: „Wenn aber ein Landwirt, ein Gutsbesitzer in allen heiligen Zeiten ein Glas Sekt trinkt, dann ist der Teufel los. Dann nimmt die Bande den Mund voll. Dann schreit alles: Die agrarischen Schlemmer, die Praffer.“

Sie konnten einem wirklich leid thun, die Kernisten, wie sie in ihrer hitzigen Entrüstung rothe Köpfe bekamen. Die Röthe kam wirklich bloß vom gerechten Groll! Alpha.

Kleines Feuilleton.

— Der vormärzliche Wiener Zensor **Mayrhofer** gerieth, als im Jahre 1830 in Wien die Cholera ausbrach, vollständig aus dem Häuschen. Seine Angst steigerte sich mit jedem Tage, an dem die tödtliche Krankheit Fortschritte machte. Eines Morgens im Spätherbst sahen ihn seine Nachbarn, den Hals in mehrere Lächer gehüllt und im schweren Noth das Haus verlassen. Er lief nach der Donau und sprang aus Furcht vor der Cholera in das kalte Wasser. Man fischte ihn heraus und brachte ihn auf die Polizeiwachtstube. Als er aus der Ohnmacht erwachte, fragte er zähnelappend den anwesenden Arzt: „Doktor, ich werde mir doch hoffentlich keine Erkältung zugezogen haben?“ Kurze Zeit darauf jagte ihn die Furcht vor der Cholera doch noch in den Tod. Er sprang aus der dritten Etage seines Amtsgebäudes und brach sich den Hals. —

— Der Kampf um den Weg. Aus London wird den „M. N.“ geschrieben. Zwischen der kleinen Gemeinde Farnham und Sir William Rose, dem Besitzer des benachbarten Gutes „Moor Park“, ist ein interessanter Krieg ausgebrochen. Durch das Gut führen verschiedene Fußwege, die einige der schönsten Spaziergänge des Bezirkes sind, und die dem Publikum seit Generationen offen standen. Sir William Rose schien nun plötzlich diese Besuche des Publikums satt zu bekommen und ließ dem Farnhamer Stadtrath mittheilen, daß am Sonntag die Thore seines Parkes geschlossen sein werden. Der Stadtrath nahm den hingeworfenen Handschuh sofort auf und hielt im Verein mit dem ländlichen Distriktrat am gleichen Tag eine Sitzung ab, in der beschloffen wurde, sich unter Umständen am Sonntag mit Gewalt das alle Wegerecht zu erstreiten. Am Sonntag früh erschienen denn zwei Baumeister der genannten Körperchaften mit ihren Arbeitern vor dem verammelten Thor und verlangten Durchlaß. Er wurde verweigert und in wenigen Minuten war das Thor erbrochen und einige 500 Leute marschirten mit Hurrahrufen

unter Vorantritt der Baumeister durch den Park. Wenn der Grundbesitzer die Sache weiter treiben will, muß er sich an ein Gericht wenden, wobei aber ihm die Beweislast zufällt, die umgekehrt dem Publikum zugefallen wäre, wenn es auf Zulassung geklagt und sie sich nicht erzwungen hätte. —

— Vom Appetit des Fiskus. Ein Fiskus gleicht dem andern. Zu den unerfättlichsten zählt der italienische, von dem die „Rölnische Volkszeitung“ folgendes Stückchen erzählt. Vor einiger Zeit starb in der Romagna ein armer Teufel. Er hinterließ seinem Vater 4,58 Lire (3,66 M.). Das Geld lag in der Postsparkasse. Der Vater zeigte die Erbschaft nicht an und bekam dafür nach drei Monaten eine Rechnung von 14,48 Lire für Strafe und Taxe. Da er diese nicht zahlte, erschien nach weiteren vier Monaten der Gerichtsvollzieher und verlangte 18 Lire, oder er werde pfänden. — Auf diese Weise wurde das Geld herausgepreßt, das man in Afrika verpulverte. —

— Die Kaninchenplage in Nordamerika. Die wilden Kaninchen haben sich in vielen Gegenden des westlichen Nordamerika zu einer Plage entwickelt, die allen Bekämpfungsmitteln hartnäckig widersteht. In Colorado, Idaho, Oregon, Utah, besonders aber im südlichen Kalifornien haben diese Nagethiere bereits den ernstlichsten Schaden angerichtet. So wird z. B. in einem einzigen County (Bezirk) Kaliforniens, der durch sie verursachte Ernteverlust auf 600 000 Dollars — etwa 2 1/2 Millionen Mark — berechnet, während ein County in Idaho es sich über 30 000 Dollars kosten ließ, um für getödtete Kaninchen Prämien auszugeben. Man hat bis jezt kein besseres Mittel gefunden, um dieser Plage einigermassen entgegenzutreten, als die Veranstaltung großer Kesseltreiben, mittels deren die Kaninchen eines ausgedehnten Gebiets zwischen zwei, allmählich sich nähernden Drahtzaunlinien hindurch in einen Korral (Sehege) geschleucht werden, wo der Tod durch Stöße, Knüppel, Feugabeln, Steine und andere primitive Waffen ihrer wartet. Die ganze Bevölkerung der Gegend, jung und alt, zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß, stellt sich zu gegebener Stunde in der oft Meilen langen, offenen Seite des Dreiecks auf, dessen gegenüberliegende Spitze von dem Korral gebildet wird. Die hinter der Verzäunung stehende Exekutionmannschaft empfängt die durch wilden Lärm vorwärts geschleuchten Kaninchen und schlägt sie massenhaft nieder. Auf diese Weise wurden bei einer einzigen Gelegenheit über 20 000 Kaninchen erlegt. Die wilden Kaninchen der westlichen Staaten — *Jack rabbits* genannt — halten sich mit Vorliebe in den baumlosen Grassteppen auf, wo sie, da sie sich nicht in den Boden eingraben, ihre einzige Sicherheit gegen Feinde in ihrem äußerst feinen Gehör und ihrer Schnelligkeit finden. —

Theater.

Im Berliner Theater wurde am Freitag ein Schauspiel in Versen, „Die Weisheit der Aspasia“ von M. Löbel, zum ersten Male aufgeführt. Eine Gymnastienarbeit in sogenannter „schöner“ Diktion, einige hundert triviale Bonbonsätze über die süße Macht der Liebe. Der Verfasser ist leider ein Mann in reifen Jahren, und noch bedauerlicher war es, daß das schale Zeug dem Publikum gefiel. Freilich war es das „abonnirte Publikum“ des Berliner Theaters. Aspasia rettet durch Wig und Veredsamkeit einen jungen Athener, den ein eifersüchtiger Freund und Nebenbuhler fälschlich als Gottesleugner denunzirt hat. Dies der Inhalt der Komödie, für die sich Fr. Pospischi (Aspasia) ins Zeug legte, wie für eine wichtige Sache.

Darauf wurde die Komödie „Les Fourberies de Scapin“ von Molière in einer Neubearbeitung von Dröschner unter dem Titel „Spighubenstreiche“ gegeben; ein derber Schwank im Stil der alten Possen, in denen knauserige Väter von ihren Söhnen mit Hilfe listiger Diener gehänselt und geprellt werden. Mit den tiefen Charakterkomödien Molière's haben die lustigen Schelmenstücke Scapins wenig gemein. Die Posse wurde übrigens von Frau Prach-Grevenberg (Scapin) und Herrn Wasser mann (Der alte Geront) in parodistischer, flotter Laune gespielt. —

Völkerkunde.

— Das Männerkindheit. Die Sitte, daß sich die Männer zu Bett legen und pflegen lassen, wenn ihre Frauen gebären, ist über die ganze Erde verbreitet. In Europa soll sie noch auf Sardinien heimisch sein. Strabo erzählt sie von den Vätern in Spanien, Diodor von den Korfen. Marco Polo kennt sie vom oberen Mekong in Ostasien, sie ist bei den Indianern Südamerikas, bei den Cariben und bei den Negern in Cassange zu finden. Etwas Ähnliches findet sich auf Borneo, wo die Dajaken noch heute die Sitte haben, daß der Vater eines Neugeborenen acht Tage lang nur Reis essen, nicht in den Sonnenschein treten und innerhalb der ersten vier Tage nicht baden darf. In anderen Fällen fasten die Väter, weil sie voraussetzen, es bestiehe ein leibliches Band mit dem Neugeborenen, sodas dieser eine etwaige Unmäßigkeit büße; so erklärt es Dobrizhoffer bei den Abiponen. Danach könnte man, wie es geschehen ist, vermuthen, daß eine einfache Wahnidee zu grunde liege. So nimmt auch Peschel an. Da aber selbst nach Schlangenbissen in Guyana Eltern oder Geschwister des Gebissenen einige Tage fasten, so liegt es wohl näher, anzunehmen, daß es sich um einen apotropäischen, einen unheilabwendenden Gebrauch handelt. —

Aus der Vorzeit.

— Ein fast vollständiges Mammuthskelett ist im vergangenen Sommer in der Nähe der Stadt Tomsk in Sibirien zusammen mit menschlichen Spuren gefunden worden. Der erste genaue Bericht über diesen bedeutsamen Fund, der für Sibirien der erste, für Rußland der zweite dieser Art ist, dessen Glaubwürdigkeit keinem Zweifel unterliegt, wird jetzt in dem neuesten Heft der „Mittheilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft“ durch den Bibliothekar an der kaiserlichen Universität Tomsk, S. R. Kusnezow gegeben. Die Entdeckung geschah durch einen Mann, der von deren Wichtigkeit keine Ahnung hatte. Ein bei dem Bau der Kathedrale beschäftigter Maurer entnahm Sand zur Arbeit und stieß dabei auf Knochen, die in der gestörten Uerschicht zu Tage traten. Es gelang ihm, einen Theil des unteren Mammuth-Kinnknochens herauszuziehen. Als die Nachricht von diesem Funde sich verbreitete, erschien ein Beamter der Gouvernementsregierung mit den Professoren der Zoologie Kaszjenko und Lehmann, und diese ließen nun die weiteren Ausgrabungen selbst bewerkstelligen, die fünf Tage lang schichtweise bis zu einer Tiefe von 9 Fuß ausgeführt wurden. Am zweiten Tage kamen die Knochen des Mammuths zum Vorschein, die auf einer Fläche von 8 Meter Länge und 3/2 Meter Breite in Unordnung umherlagen. Auf dem Platze saub man die Spuren eines sehr großen Feuerherdes von 2 Meter Durchmesser, auch Kohlen lagen zerstreut umher. Sobald die Knochen zu Tage traten, zeigten sich nicht weit davon Feuersteinsplinter, Schabsteine und zwei Holzstücke. Unter den Mammuthknochen lagen drei andere, von denen zwei vielleicht einem Menschen angehörten. Der geschilderte Fund ist für Sibirien von um so höherer Bedeutung, als er, obwohl das Land reich an Ueberbleibseln des Mammuths ist, doch, wie bereits erwähnt, das erste ist, bei welchem ein fast vollständiges Skelett des ausgestorbenen Riesenthieres und dazu Steinwerkzeuge des vorhistorischen Menschen gefunden wurden, die als Beweis für die gleichzeitige Existenz des Menschen mit den verschwundenen Repräsentanten der sibirischen Fauna dienen können. Solche Funde von Feuersteinwerkzeugen sind selbst in Weiten selten. Die Entdeckung jenes Mammuths zusammen mit den Menschenspuren kann daher als Beweis dafür angesehen werden, daß auch Sibirien in der allerältesten Steinzeit von Menschen bewohnt war. —

Astronomisches.

— Von den ungeheueren Entfernungen im Weltall mag das folgende Beispiel einen wenigstens annähernden Begriff geben. Der elektrische Strom, der in der Sekunde sieben mal um unsere Erde geht, würde in einer Sekunde zum Monde gelangen können, wenn eine Leitung nach dort bestände. Bis zur Sonne würde er ungefähr 8 Minuten brauchen, während er zum nächsten Fixstern erst in etwa 4 Jahren gelangen würde. Es giebt aber auch Fixsterne, die so weit von uns entfernt sind, daß sie auch heute noch nicht die Kunde von der Entdeckung Amerikas haben können, wenn diese damals telegraphisch nach dort übermittelt worden wäre. —

Technisches.

— Auswechslung einer Eisenbahn-Brücke in acht Stunden. In den frühen Stunden eines Sonntags wurde die Ansebrücke auf der Hauptlinie der Ostbahn von London nach Norwich, in der Nähe von Ely, vollständig beseitigt und eine neue schmiedeeiserne Brücke von etwa 300 Tonnen Gewicht bei 40 Meter Länge an die Stelle gesetzt. Das Wetter war regnerisch und stürmisch. Um 1 Uhr 30 Minuten nachts wurde mit der Beseitigung der Schienen und der Querbölder begonnen, 1/2 Stunde später wurde von den 20 eisernen Trägern, deren jeder 6 Tonnen wiegt, der erste durch Dampfträhne aufgehoben und weggeschafft. Mit der Beseitigung der Träger war man um 7 1/2 Uhr früh fertig. Die neue Brücke war bereits vorher neben die alte auf ein Bangerüst gesetzt worden und wurde nun als Ganzes durch an den beiden Flußufern befestigte kräftige Binden in die Bahnrichtung seitlich hineingezogen. Sie war auf Fahrgestelle gelegt worden, deren Lauffschienen an den Widerlagern entlang geführt waren. In der richtigen Flucht angekommen, wurde die neue Brückenkonstruktion von den Rollböcken abgehoben, durch kräftige Druckwasserwinden auf ihre Lager hinabgelassen, dann mit Schienen versehen und schließlich wurden die noch fehlenden Oberbauarbeiten ausgeführt, die Anschlüsse wieder hergestellt. So war die Bahn wieder fahrbar, ohne daß mehr als ein Sonntagszug ausgefallen wäre. Das Hinüberziehen des neuen Brückenbaues, der nur eine Öffnung hatte, begann um 8 Uhr und war um 9 Uhr 10 Minuten vollendet. —

Humoristisches.

— Wie Gottfried Kellers Erzählung „Kleider machen Leute“ entstand. Nach dem Keller-Biographen Wächtold liegt dieser humorvollen Novelle eine wirkliche Begebenheit zu grunde. Sie hat sich in der stattlichen und reichen Ortschaft Wädenswil am Zürichsee ereignet. In den 40er Jahren tauchten auf der dortigen Bildfläche ein Abenteurer und eine Dame, die für seine Mutter galt, als Graf und Gräfin Stedenheim auf. In Wirklichkeit war der Graf ein fahrender Geselle, die Gräfin

eine Schauspielerin. Die splendide Art, mit der die feinen Leute auftraten, zog rasch die Augen der Wädenswiler Notabilitäten auf sich. Der Graf spielte mit den jungen Herren Billard, ritt, schoß, tanzte und trank Champagner mit ihnen. Auch die Damen fanden den hübschen Edelmann mit den gebrannten Loden ebenso geistreich als liebenswürdig. Ein herrlicher Winter und Frühling gingen vorbei. Die Gräfin verzog sich sachte nach dem Berner Oberlande. Der Graf blieb einige Tage länger; noch waren allerlei Lustpartien auszuführen, und zum Schlusse lud er sämtliche Freunde in seinen Gasthof ein, um sie zum letzten Male zu bewirtheten. Ein reiches Mahl empfing die Gäste. Alles war hochvergütigt, namentlich der Wirth, der eine zierliche Note für die ganze Zeit des gräßlichen Aufenthaltes und den glänzenden Abschieds-Schmaus neben das Rouvert seines erlauchten Gönners legen durfte. Am Schluß der Tafel kam das Gespräch auf das unerhörte Glück des Herrn Grafen bei den jungen Damen von Wädenswil. Der Zweifel darüber, wer der erwählte Glückliche sei, schien sich lösen zu wollen, als der Held des Tages mit der Erklärung aufstand, nicht abreisen zu wollen, ohne sich seinen Freunden entdeckt zu haben. Zuvor möchten sie ihm bloß erlauben, daß er auf sein Zimmer eile, um jedem aus seiner Kassette das für diesen bestimmte Andenken zu holen. Damit entfernte er sich, und die Gesellschaft erschöpfte sich trinkend und scherzend in Wuthmaßungen und Erwartungen.

„Er ordnet die Geschenke,“ sagte der Wirth. Nach einiger Zeit erschien der Kellner mit einem niedlichen Kästchen und dem Auftrage, daß dasselbe geöffnet werde, in dessen der Graf zu seiner Herrin eile. Der erschlossene Deckel enthüllte zunächst die Anweisung: „Nach den Unterschriften auszutheilen.“ Und nun fand man statt der gehofften Präsente eine Menge Briefe von Damenhand geschrieben, alle an den Grafen gerichtet. „Das ist die Hand meiner Schwester“ ertönte es hier; „das ist die der meinigen“ dort. Dem Wirth fuhr es wie eine Erleuchtung durch den Kopf. Er schickte augenblicklich nach dem Grafen aus. Die Lösung des Räthfels fand sich auf dem Boden des Kästchens, auf welchem die Worte standen:

„O Wädenswil, o Wädenswil,
Dem Grafen traukst Du zu viel.“

Der Wirth schrie nach einem Pferde, den Flüchtigen einzuholen. Die angeführten Geladenen schämten sich jedoch und beschloßen, die gesammte gräßliche Rechnung gemeinschaftlich zu bezahlen und sich ein zweites Mal nicht mehr von einem Grafen prellen zu lassen. Die Nachbarn von Wädenswil, die Nichterswiler, führten an der nächsten Fastnacht das ganze Abenteuer als bürgerliche Komödie auf.

Vermischtes vom Tage.

— In Dösebad Lubmin bei Greißwald geriethen fünf Kinder im Alter von drei bis zwölf Jahren in ein Eisloch und ertranken. —

— In Reichenberg (Böhmen) bedrohte unlängst ein Jäger-Lieutenant in der Nacht einige Arbeiter mit dem Säbel. Die Arbeiter entwanden ihm den Säbel, zerbrachen ihn und prägeln den Säbelschwinger durch. Hingekommene Schutzleute arretrirten den Lieutenant. Das sahen zwei Offiziere, zogen blank und drangen auf die Polizisten ein. Als diese aber ihre Revolver schußfertig machten, gaben die Offiziere klein bei, nannten auf eine Aufforderung hin ihre Namen und konnten mit ihrem Kameraden abziehen. — Die bürgerlichen Blätter haben diesen Vorfall bis heute verschwiegen. —

— Spiritismus und Occultismus haben in Paris in der letzten Zeit große Fortschritte gemacht. Zu einem Obersten, der zugleich Direktor des Polytechnikums ist, ist ihnen ein Vorkämpfer entstanden. —

— Schneestürme haben im größten Theile Großbritanniens großen Schaden angerichtet. Auch in Schleswig ist der Bahnbetrieb durch anhaltende Schneeverwehungen gehindert. —

— Schiffszusammenstoß. Der Dampfer „Salisbury“ von Portreath (Grafschaft Cornwall) nach Newport unterwegs, ist am 22. Januar früh mit einem noch nicht festgestellten großen Zweimast-Dampfer zusammengestoßen. Man vermuthet, daß der letztere mit seiner Mannschaft untergegangen ist. Dem Dampfer „Salisbury“ wurde der Bug eingestoßen. —

— Preis der Brieftauben. In Brüssel wurden letzte Woche 46 Brieftauben versteigert. Sie brachten 8200 Fr. Der Durchschnitt stellte sich auf rund 200 Fr., einzelne Tauben wurden mit 500 Fr. zugeschlagen. Die meisten wurden nach Deutschland verkauft. —

— Zu einer Schlacht kam es in einem Tingeltang zu Neapel, als eine Sängerin das Lied: „Das Pferd des Obersten“ ansang. Das Poem erschien einigen zu gepfeffert. Sie zischten und piffen. Andere schimpften. Schließlich schoß man aus Revolvern und stach mit Messern. Nach einer halben Stunde kam die Polizei. Fazit: 4 Schwer-, viele Leichtverwundete, 100 Verhaftete. —

— Die indische Pestepidemie. Eine in London eingegangene Depesche des Gouverneurs von Bombay warnt vor den beunruhigenden, sehr übertriebenen Telegrammen über die Pest; nach derselben sind bis jetzt nur vier Europäer, worunter ein Arzt und eine Krankenpflegerin, an der Pest gestorben. —